

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Luise Rinser**  
**Pestalozzi und wir**  
Der Mensch und das Werk

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

„ICH WAR VON JUGEND AUF DER NARR ALLER Leute; meine Jugendführung gab meiner Lebhaftigkeit in tausendfachen, träumerischen Ideen allgemeine Nahrung und ließ mich zugleich in allem, was die Menschen Gewöhnliches genießen können und tun, genußleer und ungeübt. Die Buben in der Schule schon schickten mich, wohin sie nicht gern gingen; ich ging, wohin sie nicht gingen, und tat, was sie wollten. Sie lachten mich aus und gaben mir allgemein den Namen Heiri Wunderlich von Thorlicken. Sie hielten mich zu allem, was sie konnten, wollten und liebten, für unbrauchbar und unfähig, und wenn ich in irgend etwas von ihrer Weisheit mithalten wollte, so gaben sie mir allemal, als einem anmaßlichen Halbnarren, den Ausschluß.“

Unter solch trübem Aspekt beginnt das Leben Pestalozzis. Die letzte Aufzeichnung des Achtzigjährigen ist eine Rechtfertigung seines Lebensganzen gegenüber den häßlichen und falschen Beschuldigungen einer Schmähschrift aus dem Kreise seiner Mitarbeiter:

„Oh, ich leide unaussprechlich; kein Mensch vermöchte zu fassen den Schmerz meiner Seele. Man beschimpft den alten, gebrechlichen Mann; man sieht ihn nur noch als ein unbrauchbares Werkzeug an. Das tut mir weh, nicht meinweg; es tut mir nur weh, daß man auch mein Werk verschmäht und verachtet; daß man unter die Füße tritt, was mir heilig war und wonach ich während meines langen, kummervollen Lebens gerungen habe. Sterben ist nichts, ich sterbe gern, denn ich bin müd und möchte endlich Ruhe haben. Aber gelebt zu haben, alles geopfert zu haben und nichts erreicht zu haben, immer nur gelitten zu haben und

alles zertrümmert zu sehen und so mit seinem Werk ins Grab zu sinken, oh, das ist schrecklich.“

„Alles geopfert und nichts erreicht zu haben“ — zwanzig Jahre später wurde an seinem Grab eine Tafel mit der Inschrift angebracht:

Hier ruht  
Heinrich Pestalozzi  
Geboren in Zürich den 12. Januar 1746  
Gestorben in Brugg den 17. Hornung 1827  
Retter der Armen auf Neuhof  
Prediger des Volks in Lienhard und Gertrud  
Zu Stans Vater der Waisen  
Zu Burgdorf und Münchenbuchsee  
Gründer der neuen Volksschule  
In Iferten Erzieher der Menschheit  
Mensch, Christ, Bürger  
Alles für andere, für sich nichts  
Segen seinem Namen.

„Alles zertrümmert zu sehen und so mit seinem Werk ins Grab zu sinken“ — heute besteht kein Zweifel darüber, daß Pestalozzi zu den großen europäischen Geistern gehört. Jeder halbwegs „Gebildete“ weiß, wer er war, und wenn es auch nur ein unklares, unzulängliches und sentimentales Bild von Pestalozzi, dem „Waisenvater“ ist, das überliefert wurde, so genügte es, ihn zur volkstümlichen, fast legendären Gestalt zu machen, zu einem Bruder des Sankt Franziskus etwa. Wie Franziskus seine Aussätzigen, so hat Pestalozzi auf Neuhof und in Stans seine Bettelkinder gepflegt, die von Krätze, Schmutz und Läusen starrten. Wie Franziskus lebte er in freiwilliger Armut. Sein Vermögen, seine Kraft, seine Ruhe, sein Privatleben, seine Familie, alles opferte er seinem Werk. Das Wort „Nächstenliebe“ ist zu schwach, um das auszudrücken, was ihn

trieb. Es war eine Leidenschaft ohne Maß, ohne Grenzen, ohne die Möglichkeit des Widerspruchs und der Selbstkritik. Es war Besessenheit, die in ihrem stürmischen und ausschließlichen Anspruch an seine Kraft zur kaum erträglichen Belastung wurde.

„Ich habe mein Werk unternommen, es fiel auf meine Hand, ehe ich es erkannte, und da ich es erkannte, konnte ich meine Hand nicht mehr zurückziehen. Es war, soweit es mich jetzt auch führte, meine Pflicht . . . Ich verlor alle Anmut und alles milde, liebliche Wesen, das den Menschen allgemein eigen ist, die sich nicht so in verheerenden Wüsten umhertreiben.“

Es gibt eine Anekdote über ihn, die — vielleicht Wirklichkeit, vielleicht Legende — zeigt, in welcher Weise er im Gedächtnis der Menschheit weiterlebt: Pestalozzi geht zu Fuß nach Basel. Er ist ganz arm, aber von einer bessern Zeit her trägt er silberne Schnallen an seinen Schuhen. Am Stadttor in Basel schenkt er diese Schnallen einem Bettler. Er hat nichts anderes zu verschenken, und mit strohgebundenen Schuhen kommt er in Basel an.

Aber Pestalozzi ist viel mehr als nur „Vater der Waisen“. Er ist nicht nur der Mensch des großen charitativen Mitleids und des Gefühls. Er ist auch Politiker seit seinen Jünglingsjahren. Er ist, zwanzigjährig, der Verfasser einer scharfen, gefährlichen Anklageschrift gegen die Züricher Regierung. Er ist Gesellschaftskritiker — Jünger und Gegenspieler Rousseaus. Auf Grund seiner aktiven Teilnahme an der französischen Revolution in der Schweiz wird er Ehrenbürger der französischen Republik und Mitglied einer Consulta, die 1802 von Napoleon nach Paris berufen wird, um über die neue Schweizer Verfassung zu beraten. Er ist Sozialpolitiker. Er macht bedeutende Vorschläge zur Änderung der Kriminaljustiz und des Finanzwesens. Er ist Heraus-

geber einer Zeitschrift, des „Helvetischen Volks-Blattes“. Er ist Schriftsteller, Verfasser einer großen Zahl revolutionärer zeitkritischer, philosophischer, sozialpolitischer und vor allem pädagogischer Werke. Er ist der Dichter eines Romans, des Volksbuches „Lienhard und Gertrud“, das eine starke dichterische Gestaltungskraft zeigt. Er ist der Präsident der „Helvetischen Gesellschaft für Erziehung“, der Begründer der modernen Volksschule, der Lehrerbildung und der pädagogischen Psychologie als neuer Wissenschaft. Er ist der Gründer von zwei Erziehungsanstalten für verwahrloste Kinder, eines Waisenhauses und eines pädagogischen Instituts. Er ist einer der großen Revolutionäre des Lebens; viele seiner Ideen sind heute noch nicht völlig begriffen worden. Sein Werk hat unter seinen Zeitgenossen großes Aufsehen erregt. Fichte, Lavater, die Königin Luise, Wieland, die preußischen Staatsräte Süvern und Nicolovius, Friedrich Wilhelm III. und viele Ausländer waren nicht nur interessiert, sondern hingerissen von seinen Ideen, von seiner Art Schule zu halten, und hingerissen auch von seiner seltsamen Persönlichkeit, deren geniale Einfachheit und kindliche Liebenswürdigkeit durch sein verwaorlostes Äußere eher eindrucksvoll unterstrichen als gestört wurde. Wie groß dieser Eindruck eines echten Menschen gewesen ist, zeigt der Bericht von Pestalozzis Begegnung mit dem Zaren Alexander im Hauptquartier der Alliierten 1814 in Basel. Während Pestalozzi den Zaren ohne alle Umschweife für seine Idee der Volksbildung zu gewinnen sucht, rückt er ihm in leidenschaftlichem Eifer immer dichter auf den Leib. Der Zar weicht langsam zurück bis zur Wand. Schließlich will Pestalozzi ihn am Rockknopf fassen, besinnt sich aber erschrocken und will die Bewegung in einen Handkuß wandeln. Aber der Zar kommt ihm zuvor und umarmt ihn herzlich und schenkt ihm den Wladimirorden, den er später bisweilen auf seinem staubigen Rocke trägt.

Wie konnte Pestalozzi angesichts solcher Erfolge sagen, er habe immer nur gelitten und nichts erreicht?

Einer seiner Zeitgenossen schrieb: „Es ist zu fürchten, daß die volle Ernte seiner Erfindungen erst künftigen Geschlechtern aufbehalten sei, da Pestalozzi seinesgleichen nicht leicht finden wird.“

Sein Werk stand unter einem seltsamen Stern: nichts wurde vollendet. Was er ergriff, begann unter großen Mühseligkeiten, blühte unter heftigen Stürmen, erlebte einen kurzen Höhepunkt, geriet in Mißkredit und zerfiel rasch in sich selber. Spurlos, wie Pestalozzi meinte — unverlierbare Spuren ziehend in die Geistesgeschichte Europas, wie sich später erwies.

Die Ursachen solchen Umstands liegen in der Art des Werkes: in der bestürzenden Fülle revolutionärer Ideen, die zu neu und ungeheuerlich erschienen, um begriffen zu werden. Die Ursachen liegen aber auch in Pestalozzis Wesen, und dieses Wesen war zu einem großen Teil die Frucht schwieriger, belastender Lebensumstände.

## II.

Pestalozzis Vater war Arzt, seine Mutter stammte aus einer alten Chirurgenfamilie. Der Vater starb, als Johann Heinrich sechs Jahre alt war. Die Mutter blieb mit drei Kindern verarmt zurück. Sie war eine ernste, fromme Frau. Eine Magd, Babeli, besorgt das Haus, wie sie es dem sterbenden Herrn versprochen hat, und hält, man weiß nicht wie, die Familie über Wasser. Sie scheint auch die Kinder erzogen zu haben auf ihre gutgemeinte Weise: „Warum wollt ihr unnützerweise Kleider und Schuhe verderben?“ sagt sie den Kindern, wenn sie Spiele und Streiche machen wollen. „Seht, wie eure Mutter, um euch zu erziehen, so viel entbehrt.“ Zwei ernste, strenge Frauen, nur Frauen,

erziehen das Kind zum Mutterkind. Der kleine Pestalozzi, ein lebhaftes, phantasievolles, von Natur aus heiteres, tätiges Kind, wird in sich selbst zurückgescheucht. Er wird weltfremd, befangen, unpraktisch, eigenbrödlerisch, nur an sich selbst und seinen Träumen interessiert. Die Buben in der Schule betrachten ihn als komischen kleinen Außenseiter. Diese Umstände am Beginn seines Lebens legen den Grund zu seinem schwierigen Schicksal.

Er bleibt immer ein Außenseiter, aber er wird es unter veränderten Vorzeichen: so sehr er in der Kindheit die menschliche Gemeinschaft scheut und flieht, so sehr drängt es ihn später, sie aufzusuchen, zu lieben und für sie zu arbeiten in einer Weise und einem Ausmaß, die ihn wieder unverstanden und einsam machen. Diese Wandlung vollzieht sich nicht in langsamer, ruhiger, stetiger Entwicklung, sie geht jäh und heftig vor sich. Sie geht beinahe über seinen Kopf hinweg vor sich. Er erlebt sie wie eine Art Chock und er leidet sein Leben lang an dem Gefühl, nicht über eine Brücke gegangen, sondern über einen Abgrund geschleudert worden zu sein, und das Abrupte der Entwicklung gibt ihm das Bewußtsein, eine wichtige Phase nicht völlig bewältigt zu haben. Aus der Zeit, in der er die Menschen scheut, vielleicht haßt oder doch trotzig mißachtet, bleiben ihm heftige Schuldgefühle, die nicht langsam überwunden werden, sondern immer wieder durchbrechen und ihn zu leidenschaftlichen Selbstanklagen hinreißen. Als Sechzigjähriger sagt er in der Neujahrsrede an sein Haus vor seinen Mitarbeitern, Schülern und Gästen:

„Ich verweigerte die Liebe, wo sie meine Pflicht war und gab sie launenhaft dahin, wo sie verschmäht wurde und nichts taugte. So verlor ich die Liebe der Welt wie die Liebe der Meinigen. Wen ich glücklich machen wollte, über den brachte ich Leiden. Leere Worte waren genug, mich

zum Glauben und zur Liebe hinzureißen. So bereitete ich mir ein seltenes Unglück, eine seltene Verlassenheit miteten unter meinem Geschlecht, das viel an mir schätzt.“

Als er ein Kind war, wurde er seines lebhaften Tätigkeitsdranges wegen gescholten. Da man ihn nichts wagen ließ, wurde er gehemmt und unpraktisch. Sein Leben lang haftet ihm das Bewußtsein seiner Ungeschicklichkeit für die Dinge der Welt an und bereitet ihm die Qual eines unablässigen Minderwertigkeitsgefühls.

„Was ich vornehmen wollte, das griff ich ungeschickt an. Das Glück mangelte mir nie, aber ich konnte es nicht festhalten. Ich warf mich der Täuschung von selbst in die Ärme.“

Dieses Gefühl, kein Werk der Welt zu sein und in keine Ecke derselben zu passen, drückt sich in fast allen Schriften, Reden und Briefen aus jeder Epoche seines Lebens aus. Überall finden sich Worte der „höchsten Zerstörung“. Aber dicht daneben wohnt ein ausgeprägtes Bewußtsein von der „Außerordentlichkeit seines Lebensganzen“, von der „Eigenheit seiner Ansichten“, von seiner „grenzenlos standhaften Aufopferungskraft“, von der „unbefangeneren Ansicht aller Gegenstände“, von der „Reinheit seiner Gesinnung und seines Wollens, mit der er sein Ziel und nichts anderes sucht“, von seinem „kühnen ungebundenen Mut, alles für seine Zwecke zu wagen“, von seiner „glühenden Einbildungskraft“, von seinen „unermesslichen Intuitionen“ — kurz: das Bewußtsein von dem ungewöhnlichen Format seiner Persönlichkeit und von der glühenden und reinen Gewalt, die ihn trieb. Er wußte, daß seine Ideen neu waren, bedeutend und notwendig. Aber er „wußte nur, was er wollte, während die andern wußten, was sie taten“. Die Diskrepanz zwischen dem, was er denkt und

will und dem was er davon praktisch verwirklichen kann, begleitet ihn qualvoll durch sein Leben. Sie wird so wenig aufgelöst wie jene zwischen seiner heftigen, selbstlosen Liebe zu den Menschen und dem Bewußtsein, ewig unverstanden oder böswillig mißverstanden zu sein und unter einer „fürchterlichen Achtserklärung“ zu stehen.

Es gibt eine Begebenheit in seiner Kinderzeit, die das Widerspruchsvolle seines Wesens zeigt: Während der Schulstunden kommt ein beträchtliches Erdbeben. Lehrer und Mitschüler laufen angstvoll aus dem Haus. Während sie alle zitternd das Ereignis über sich ergehen lassen, geht der kleine Pestalozzi ganz allein in das Haus zurück und holt, was keiner wagt, die vergessenen Kappen und Jacken seiner Mitschüler heraus. Zweifellos treibt ihn das Bedürfnis, den andern, die ihn nicht für voll nehmen, zu zeigen, daß er im Ernstfall mehr wagt als sie — ein Trotz, der ihn sein Leben lang zur außergewöhnlichen Leistung drängt. Aber ebenso sicher ist es, daß sich in diesen Trotz jene für sein ganzes Leben bezeichnende, leidenschaftliche Selbstvergessenheit mischt, die ihn immer wieder dazu verführt, in blindem Drang das Unmögliche und seine Kräfte Übersteigende zu wollen und ihn an den Widerständen der Welt scheitern läßt.

Keiner der Zwiespälte, die in seiner Kindheit entstanden, sind je gelöst worden. Er trägt sie alle durch sein Leben. „Ich lebte stets in höchster Spannung“, sagt er später von sich.

Aber seinem Kinderschicksal entsprang nicht nur das ungewöhnliche Maß an Leidenschaft, Leiden, Kampf und Mißgeschick seines Lebens; ihm entsprangen auch alle seine großen Ideen.

Die Dürftigkeit der äußeren Verhältnisse seines Elternhauses legte den Grund zu seiner intensiven inneren Beziehung zur Armut und zu seinem unablässigen Nachdenken darü-

ber, wie den Armen im Volk zu helfen sei. Es führt ihn zu der revolutionären Idee, daß nicht durch „Armenpflege und Almosen“ geholfen werden kann, sondern nur durch eine bessere Volksbildung und eine Änderung der Staatsgesetze.

Das überbetonte Erlebnis der Familie, der „Wohnstube“, der „Mutter“ und der treuen Magd Babeli verdichtet sich zu seiner Idee von der entscheidenden Wichtigkeit der häuslichen Erziehung und des mütterlichen Einflusses auf die Entwicklung des Kindes und damit auf die „Veredelung des Volks“.

Sein kindliches Leiden darüber, daß man ihn zum Stillsitzen, zur Untätigkeit und Unselbständigkeit zwang, weckte in ihm die Idee von der Selbständigkeit der Kinder im Unterricht, eine Idee, die für die Pädagogik des 20. Jahrhunderts das wichtigste Problem wurde.

Aus der Qual des Zwiespalts zwischen seinem früh und einseitig entwickelten Verstand und seiner frühreifen Phantasie einerseits und dem Mangel an praktischen Fertigkeiten andererseits entsprang die Idee von der „Harmonie aller Kräfte.“

Aus dem Gefühl der Verworrenheit, Lückenhaftigkeit und Dunkelheit seiner Erlebnisse, Erfahrungen, Kenntnisse und Intuitionen, kurz aus dem Mangel an geistiger Disziplin entstand seine Idee von der „Elementarbildung“, „Elementarmethode“ und „Anschauung“, der Kernidee seines pädagogischen Werks. Dieser Versuch, Pestalozzis Wesen psychologisch zu begreifen, ist nichts als eben ein Versuch, dem eigentlich Unerklärlichen des Genies näherzukommen, nicht es zu erklären. Jede Deutung, von der Ratio herkommend, bedarf hier der Korrektur durch das Gefühl der Ehrfurcht vor dem Unerklärbaren.

### III.

Die Erfahrungen seiner späteren Jugendjahre ändern nichts an seinem Wesen. Er bleibt auch auf der Lateinschule und im Collegium Humanitas und im Collegium Carolinum, der theologischen Bildungsanstalt seiner Zeit, der Außenseiter. Sein Hang und Schicksal, nichts zu vollenden, zeigt sich auch hier: er macht kein Examen; er wechselt von der Theologie zur Rechtswissenschaft und von ihr zur Landwirtschaft.

Das Ideal der „Mutter“ und seine ungeklärte Beziehung zu den Menschen steht hemmend zwischen ihm und den Mädchen. Als er, 21 Jahre alt, am Totenbett seines Freundes die sieben Jahre ältere Anna Schultheiß findet, ist es nicht erotische Liebe, was ihn zu ihr drängt, sondern gemeinsames geistiges Interesse und Sehnsucht nach Mütterlichkeit. Was ist es, das die wohlbehütete Bürgerstochter zu dem unbürgerlich Schweifenden, viel Jüngeren zieht? Als sie einst mit einem neuen Band geschmückt zu ihm kommt, sagte er ernst: „Es ist vollkommen schön. Aber solange Ihre arme Nachbarsfrau noch ein Talerstück besser zu gebrauchen hat, als Sie dies Band, so wären Sie es ihr eher schuldig.“ Von diesem Augenblick an unterwirft sie sich seiner geistigen Führung, obgleich sie ihm an Klarheit und Sicherheit überlegen ist. Er macht ihr die Verlobungszeit nicht leicht. Endlose Selbstvorwürfe, Depressionen, Klagen, übertriebene Pläne sind der Inhalt seiner Briefe, die sie mit Klugheit, Geduld und tiefer Liebe beantwortet. Es nimmt nicht wunder, daß den inneren Schwierigkeiten seiner ersten und einzigen Liebe ein Berg von äußeren Wirren und Hindernissen entspricht. Die Eltern der Braut sehen in Pestalozzi einen unklaren, unpraktischen Schwärmer, der ihre Tochter in ein unsicheres, dunkles Geschick